

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 12 (1934-1935)

Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZÜRCHER STUDENT

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule

XII. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 7 Dezember 1934

INHALT

Prof. Dr. Heinrich ZANGGER	Seite 195
Max Baumgartner: Traktandum „Zentralstelle- angelegenheit“ erledigt	„ 196
Hans Nef: Kritik am Film	„ 203
Bruno Meyer: Die Zürcher Universität	„ 206
Ernst Kappeler: Passion	„ 209
ewe.: Abschied	„ 210
Karl Hofstetter: Der Dienst der Kirchen- geschichte	„ 211
Fritz Fuchs: Thomas Robert Malthus	„ 213
Ruth Lang: Der Tod in Sestola	„ 216
Hans Schumacher: Die Ballade vom Dichter und dem Herbst	„ 219
Werner Meier: Statisten gesucht!	„ 219
Studentenberatung	„ 221
Akademische Weihnachtsfeier am 24. Dez.	„ 221
Bücherbesprechungen	„ 221

Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstrabe 19, Zürich

Obocht!



Überall drohen Gefahren

Es ist daher notwendig, sich gegen die wirtschaftlichen Folgen von Unglücksfällen zu schützen. Sie können dies tun durch Abschluß einer **Unfall-Versicherung** bei der

HELVETIA

Schweiz. Unfall- und Haftpflicht-Versicherungsanstalt in Zürich
Bleicherweg 19

Haftpflicht-, Dienstboten-, Wasserschaden-, Einbruchdiebstahl- und Automobil-Kasko-Versicherungen

Die Alkoholfreien Wirtschaften

des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften in Zürich.

1. Blauer Seidenhof, Seidengasse 7, Zürich 1, 3-5 Min. v. Hauptb'hof.
2. Karl der Große, Kirchgasse 14, beim Großmünster, Zürich 1.
3. Olivenbaum, Stadelhoferstr. 10, b. Stadelhofer Bahnhof, Zürich 1.
4. Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4.
5. Freya, Freyastraße 20, Zürich 4.
6. Sonnenblick, Langstraße 85, Zürich 4.
7. Wasserrad, Josefstraße 102, Zürich 5.
8. Kirchengemeindehaus Wipkingen, Zürich 6.
9. Platzpromenade, Museumstr. 10, Zürich 1.
10. Rütli, Zähringerstr. 43, Zürich 1.
11. Zur Limmat, Limmatquai 92, Zürich 1.
12. Rosengasse 10, Zürich 1.
13. Frohsinn, Gemeindefstraße 48, Zürich 7.
14. Lindenbaum, Seefeldstraße 113, Zürich 8.
15. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7, Pensionspreis, Zimmer inbegriffen, Fr. 7.— bis 8.— täglich.
16. Kurhaus Rigiblick, Zürich 6, Pensionspreis wie Kurhaus Zürichberg.
17. Baumacker, Örlikon-Zürich.

Alkoholfreie Büffets: Universität Zürich.
Polytechnikum Zürich.
Chemiegebäude Zürich.

Hauptbüro des Vereins für Auskunft und Stellenvermittlung
Gotthardstraße 21, Zürich 2.

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XII. Jahrgang, Heft 7 — Dezember 1934

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6. Tel. 43.435

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Prof. Dr. HEINRICH ZANGGER.

Zum 60. Geburtstagsfest.

Es ist unumgänglich nötig eines Lehrers zu gedenken, der sowohl als Mensch, wie auch als Gelehrter unter die Größten unseres Landes gezählt und dessen Name im fernsten Ausland mit großer Anerkennung genannt wird: Prof. Heinrich Zangger.

Ihm gehört Glückwunsch und Gruß der Studentenschaft.

Wer sich die Mühe nimmt, ein Verzeichnis der veröffentlichten Arbeiten Prof. Zanggers zur Hand zu nehmen, wird unwillkürlich vor die Frage gestellt: Welchem speziellen Forschungsgebiet der Wissenschaften gehört der Gelehrte eigentlich an? Und wie man bei andern fragen kann, auf welchem Gebiet sie arbeiteten, stellt sich bei Zangger die Frage so: Auf welchem Gebiet arbeitet oder arbeitete er nicht? In welchen Disziplinen hat er nicht geforscht, nicht gearbeitet, nicht veröffentlicht? „Heinrich, mir graut vor dir“, äußerte sich der Präsident der Ärztesgesellschaft anlässlich seiner Geburtstagsansprache! Es ist etwas Schönes und Unheimliches zugleich um einen solchen Menschen.

Prof. Zangger, der Vorsteher unseres gerichtsmedizinischen Institutes, ist — man muß es so ausdrücken — von einem universellen Wissen erfüllt, ein „Spezialist“ auf jedem Gebiet in des Wortes bester Bedeutung. In den zahlreichen medizinischen, juristischen, chemischen, technischen, fachwissenschaftlichen Zeitschriften finden wir seine Veröffentlichungen über „Organische Lösungsmittel“, „Vergällung“, „Quecksilbervergiftungen“, „Gesetz und Berufskrankheit“, „Garagenunfälle“, „Gefahren der modernen Schädlingsbekämpfung“, „Katastrophen-

medizin“, „Ärztliche Schweigepflicht“, „Bedeutung der flüchtigen Gifte“, „Giftgase“ usw. Vor einigen Jahren gründete er, und leitet unterdessen mit Teleky, das „Archiv für Gewerbeschuldpathologie und Gewerbehygiene“. 1920 erschien sein Werk „Medizin und Recht“, er erinnert darin an die Pflicht, „die Zusammenarbeit von Medizin und Recht, insbesondere deren Vorbereitung durch den Unterricht zu fördern. Meine Erfahrungen im Unterricht und in der Praxis habe ich so darzustellen versucht, daß sie dem Leser beweisen, was sie mir selbst in vielfacher Hinsicht offenbar gemacht haben, nämlich: Daß im Unterricht nur das Miterleben, die Mitarbeit und vor allem die **M i t v e r a n t w o r t u n g**, die richtige nachwirkende Einstellung bei den Studierenden von Medizin und Recht zu erzwingen und wach zu halten vermag. Gehäufte methodische naturwissenschaftliche und abstrakte Kenntnisse, ohne Einblick ins Leben und ohne Verantwortung, tun dies nicht.“

Prof. Teleky sprach an der Geburtstagsfeier über Bleivergiftung. Ihm, dem Mitkämpfer auf dem Gebiet der Gewerbehygiene und Sozial-Medizin, legte Prof. Zangger bei dessen 60. Geburtstagsfeier Worte in den Mund, die auch er selbst sprechen könnte: „Wir werden nach 10 oder 20 Jahren erst abrechnen, was mir das Leben vergönnt zu erreichen, zu leisten . . . Also weiter!“

Es ist etwas Schönes und Unheimliches zugleich um einen solchen Menschen.

TRAKTANDUM „ZENTRALSTELLEANGELEGENHEIT“ ERLEDIGT.

Am 29. November 1934 ist eine Sache zum Abschluß gekommen, die seit fast 15 Jahren auf den Traktandenlisten der Zentralstellekommission, des kleinen Studentenrates und des Großen Studentenrates eine überragende Stellung eingenommen hat; die Zentralstelleangelegenheit, worunter die Verhandlungen zwischen der Studentenschaft der Universität und dem Schweizerischen Buchhändlerverein über die Ordnung respektive Aufhebung des Handels mit neuen Büchern in der Zentralstelle der Universitätsstudentenschaft zu verstehen ist.

Die Zentralstelle für studentische Angelegenheiten, deren Gründung in das Wintersemester 1906/07 zurückreicht, befaßte sich vorerst nur mit Vermittlung antiquarischer Bücher, Zimmervermittlung und Theaterbonsausgabe, wozu dann später, als etwas Geld vorhanden war, noch die Vermietung von Mikroskopen hinzukam. Auf dieser Basis bewegte sich die Zentralstelle bis zum Jahre 1919. Dann kam die deutsche Inflation, die für die weitere Entwicklung der Zentralstelle von grundlegender Bedeutung werden sollte. Der Zerfall der Valuten hatte zur Folge, daß beim Einkauf in fremden Währungen die neuen Bücher weit billiger zu stehen kamen als bisher die gebrauchten. Der schweizerische Buchhandel glaubte für sich das goldene Zeitalter angebrochen, indem er die Mark weiter zu Fr. 1.35 verrechnete. Diesem Verhalten verdanken wir den gewaltigen Aufschwung der Zentralstelle und indirekt somit auch den verhältnismäßig günstigen Vertrag mit dem Schweizerischen Buchhändlerverein vom 29. November 1934. Die Zentralstelle nahm den Verkauf neuer Bücher auf. Nachdem sich ein Bezug dieser Bücher durch zürcherische Buchhändler infolge zu hoher Kursberechnung nicht bewährt hatte, begann die Zentralstelle die Bücher direkt in den Verlagsländern, vor allem in Deutschland einzukaufen. Der bedeutende Preisunterschied zwischen Zentralstelle und Buchhandel bewirkte eine unvorhergesehene Ausdehnung des Geschäfts. Der Grundstein für den Handel mit neuen Büchern war damit gelegt, und dieser neue Zweig der Zentralstelle erwies sich als existenzfähig und überlebte die Inflationszeit, um sich immer weiter zu vergrößern und zu vervollkommen. Mit der Aufnahme des Verkaufs neuer Bücher, setzte der Boykott der Buchhändler ein, der der Zentralstelle den sogenannten „illegalen Handel“ des Außenseiters aufzwang, was die Buchhändler nicht verhinderte, sich nachher bei Rektorat und Regierung als die über dieses unmoralische Geschäftsgebaren der Zentralstelle Enttäuschten aufzuspielen, denen es nur daran lag, die Universität von diesem Schandfleck zu befreien. Wenn es auch dem Schweizerischen Buchhändlerverein hie und da gelang, einen Lieferanten ausfindig zu machen, so mußte doch im großen und ganzen die ganze Boykottaktion als fehlgeschlagen betrachtet

werden. Der Boykott richtete sich auch gegen die Büchervermittlungsstellen der Studentenschaften von Bern und Basel, wovon aber nur letztere mit der Zentralstelle verglichen werden konnte, während es sich in Bern hauptsächlich um ein Antiquariat handelte. Im Gegensatz zu Zürich hatten die Buchhändler in Bern und Basel mit ihrem Boykott Erfolg.

Da der Zentralstelle auf diese Weise nicht beizukommen war, mußte der Schweizerische Buchhändlerverein (SBV.) wohl oder übel zu einem andern Mittel greifen, um diesen unangenehmen Konkurrenten aus der Welt zu schaffen, und sich zu Verhandlungen über Rabattgewährung gegenüber den Studenten herablassen. Die Gelegenheit war günstig, denn eben hatte man der Basler Büchervermittlungsstelle den einzigen Lieferanten ausfindig machen und sperren können, so daß neben Bern auch Basel eine geschwächte Stellung hatte. Am 25. November 1926 fand zwischen dem SBV. und dem Verband der Schweizerischen Studentenschaften in Bern eine Konferenz statt, die, wie in einem Bericht zu lesen ist, den Wirtschaftsfrieden zwischen den beiden Verbänden bringen sollte. Unter der Voraussetzung, daß die Studentenschaften den Verkauf neuer Bücher ganz aufgeben, machte der SBV. den Vorschlag einer Rabattgewährung an die Studenten nach folgendem Modus:

Der SBV. erstellt auf seine Kosten eine von Semester zu Semester zu bestimmende Zahl von Gutscheinen, welche durch den Verband der Schweizerischen Studentenschaften an die Studenten zu verteilen sind. Beim Kauf wissenschaftlicher, zum eigenen Studium benötigter Werke wird gegen Vorweisung der Legitimationskarte in der ganzen Schweiz auf eine Kaufsumme von je Fr. 2.50 ein Gutschein von 25 Cts. in Zahlung genommen. Auf dieser Grundlage kamen zu Anfang des Jahres 1927 zwischen den lokalen Buchhändlervereinen und den Studentenschaften Bern und Basel die heute noch bestehenden Verträge zustande. Als unterscheidende Merkmale dieser Verträge, im Gegensatz zum Zürcher Vertrag vom 29. November 1934, sei hervorgehoben, daß nur „wissenschaftliche, für das eigene Studium erforderliche Bücher deutschen Sprachgebietes“ mit Rabatt abgegeben werden und nicht sämtliche Bücher (also auch Belletristik und fremdsprachige Literatur) wie in Zürich. Dazu

kommt das Bonsystem, das den Rabatt meist kleiner sein läßt als 10 Prozent.

Bei den Studentenschaften der Universität und der E.T.H. dauerten die Verhandlungen mit dem Buchhändlerverein Zürich bis in den Juli 1927 hinein, bis ein Vertragsentwurf zustande kam, ungefähr gleicher Art wie der Berner und Basler Vertrag. Der Große Studentenrat ratifizierte diesen Vertrag in einer Sitzung vom 15. Juli 1927 mit 13 gegen 3 Stimmen. Gegen diesen Beschluß ergriffen einige Studenten (es waren vor allem Mediziner, und es sei ihnen hier noch gedankt) das Referendum und der Vertrag wurde in der Urabstimmung vom 17. November 1927 von der Studentenschaft mit 864 gegen 80 Stimmen verworfen. Die Antwort der Buchhändler war verschärfter Boykott und Gewährung von 10 Prozent Rabatt auf wissenschaftlichen Büchern auch ohne Vertrag und ohne Bons. Der Boykott blieb nach wie vor erfolglos. In den Jahren 1929/30 wurde erneut verhandelt. Die Zentralstelle schlug dem SBV. vor, ihrerseits die Bücher nur noch zu einem Rabatt von 10 Prozent unter den Ladenpreisen abzugeben und für eine bestimmte Summe (20,000 bis 40,000 Fr.) die Bücher durch Mitglieder des Buchhändlervereins Zürich zu beziehen, wofür der SBV. dann den Boykott einzustellen hat. Die Zentralstelle ging dem SBV. in einem weiteren Vorschlag so weit entgegen, daß sie sich verpflichten wollte, alle Bücher durch ihn mit 15 Prozent Rabatt zu beziehen und nur noch mit 10 Prozent an die Studierenden zu verkaufen. Allen diesen Vorschlägen gegenüber verhielt sich der SBV. ablehnend, so auch dem Vorschlag auf Einreihung der Zentralstelle in den SBV. Dafür begann er jetzt bei Rektorat und Erziehungsdirektion von „Illegalem Handel“ und Würde der Universität zu verzapfen.

In den folgenden Semestern wurden die Verhandlungen immer wieder angekurbelt, aber stets ohne Erfolg. So sind in allen Semesterberichten der Studentenschaft dieser Jahre mehr oder weniger freundliche Bemerkungen über die Buchhändler zu lesen. — Am 10. Juli 1933 unterbreitete der KStR. dem GStR., gestützt auf Verhandlungen mit dem SBV., einen Vorschlag zu einem Vertrag, nach dem die Zentralstelle alle Bücher zu einem einheitlichen Rabatt von 20 Prozent beim SBV. bezogen und sie

10 Prozent unter den Ladenpreisen an die Studenten verkauft hätte. Der GStR. verwarf diesen Vorschlag. Es ist vielleicht aufgefallen, daß dieser Entwurf des SBV. für die Studentenschaft viel günstiger als die früher vom SBV. abgelehnten Vorschläge der Zentralstelle zu sein scheint. Die Zentralstelle war eben unterdessen stärker geworden und damit auch unsere Position gegenüber dem SBV. Im Wintersemester wurde ein noch günstigeres Abkommen, das wohl noch allgemein in Erinnerung sein dürfte und daher hier nicht näher darauf eingetreten werden muß, vom KStR. auf Grund von Verhandlungen mit dem SBV., dem GStR. vorgeschlagen, wonach die Zentralstelle noch weiter neue Bücher geführt hätte und diese 10 Prozent unter den Ladenpreisen abgegeben hätte. Der GStR. verwarf am 9. Februar 1934 mit 26:1 Stimmen und ebenso die Studentenschaft in der Urabstimmung vom 22.—26. Februar 1934 mit 658:209 Stimmen.

Und nun trat etwas ein, das schon vor der Abstimmung angedroht, aber von der Studentenschaft offenbar nicht genügend ernst genommen wurde, die Kündigung der Lokalitäten in der Universität. Am 1. März 1934 hat die Erziehungsdirektion auf einen Antrag des Rektorats verfügt: „Die Bewilligung für den weiteren Betrieb der studentischen Buchhandlung im Universitätsgebäude wird auf 15. April 1934 zurückgezogen, weil das von der studentischen Zentralstelle befolgte Geschäftsgebaren (Förderung des Schleichhandels) das Ansehen der Universität schädigt und der akademischen Sitte und Ehre widerspricht.“ Damit wurde die Studentenschaft gezwungen, mit dem SBV. zu einer Einigung zu kommen. Die Entwicklung in Deutschland (Rabattgesetz vom Dezember 1933), wo alle Studentenbuchhandlungen aufgehoben wurden, verunmöglichte es, einen regulären Lieferanten, der der Zentralstelle offen, das heißt ohne Schleichhandel, hätte liefern können, zu finden; ebenso brachten Verhandlungen mit französischen Sortimenten kein befriedigendes Resultat, da doch die meisten Bücher aus Deutschland kommen, und so unser Lieferant von den Verlegern aus sofort gesperrt worden wäre. Ein Auszug der Zentralstelle aus der Universität konnte wegen des finanziellen Risikos nicht gewagt werden, zumal auf studentisches Solidaritätsgefühl auf-

zubauen, auf Sand gebaut sein würde. Experimente durften nicht eingegangen werden, die die Zentralstelle hätten schwächen können, da es galt, mit einer möglichst starken Studentenbuchhandlung dem SBV. gegenüber zu treten. Die Einsicht in diese Zusammenhänge und die Erkenntnis der neuen Lage waren es, die den GStR., in seiner Feriensitzung zum Beschlusse brachten, dem KStR. Vollmacht zum Abschluß des von der Studentenschaft verworfenen Vertrags zu erteilen. Nun war es wieder einmal der SBV., der nicht mehr wollte, sondern Aufhebung des Handels mit neuen Büchern unbedingt verlangte. Die Studentenschaft gab in diesem Punkte nach, teils gezwungen durch die, infolge der Erziehungsdirektionsverfügung, verschlechterte Position, teils aber einer bessern Einsicht Folge gebend. Es gelang ihr dafür nach hartnäckigem Kampfe den SBV. dazu zu bringen, die Rabattgewährung von 10 Prozent auch auf Belletristik und fremdsprachige Literatur auszudehnen. In einer Konferenz vom 4. Juli wurde endlich, nach langwierigem Verhandeln, das sich über das ganze Sommersemester samt den vorangehenden Frühjahrsferien hinschleppte, die einigende Kompromißlösung gefunden: 10 Prozent auf sämtliche Bücher bezüge zum eigenen Gebrauch. Auf dieser Grundlage baut der Vertrag vom 29. November 1934 auf. Auf die einzelnen Bestimmungen des Vertrages hier einzugehen, würde zu weit führen. Es sei nur auf die wichtigsten Punkte verwiesen:

Die Zentralstelle stellt den Handel mit neuen Büchern ab 15. März 1935 ein. Alle andern Zweige der Zentralstelle bleiben weiterhin bestehen, so auch das Antiquariat und der Verkauf der offiziellen Gesetzestexte. Dafür verpflichten sich die Mitglieder des Schweizerischen Buchhändlervereins, den Studierenden der Universität Zürich auf ihre sämtlichen Bücherbezüge, soweit diese zum eigenen Gebrauch erfolgen, einen Abzug von 10 Prozent zu gewähren. Voraussetzung der Abzugsberechtigung ist Barzahlung oder Zahlung innert 30 Tagen. Der Abzug erfolgt gegen Vorweisung der Legitimationskarte und zwar in der Weise, daß den Studierenden die Bücher zu einem um 10 Prozent des Ladenpreises herabgesetzten Preis abgegeben werden. Mißbrauch zieht den Entzug der Abzugsberechtigung

für den betreffenden Studenten nach sich. Als Reminiszenz an die Gründungsmotive des Handels mit neuen Büchern der Zentralstelle findet sich im Vertrag folgende Bestimmung:

„Bei größeren Währungsschwankungen wird der Schweizerische Buchhändlerverein den dem Ladenpreis zugrunde liegenden Kurs dem jeweiligen Börsenkurs anpassen, sofern nicht ein staatlicher Zwangskurs festgesetzt werden sollte. Als Maßstab für die Umrechnung dient das zur Zeit des Vertragsabschlusses bestehende Umrechnungsverhältnis.“

Wenn zum Abschluß dieser objektiven Betrachtung ein Werturteil abgegeben werden darf, so sei hervorgehoben, daß alle, die die Zentralstelleangelegenheit genau kennen, den Vertrag vom 29. November 1934 als sehr günstig für die Studentenschaft bezeichnen, als besser als alle frühern Entwürfe und Vorschläge, weit besser vor allem als die Abkommen von Bern und Basel. Wem haben wir dafür zu danken? Die Antwort lautet zweifellos: d e r Z e n t r a l s t e l l e und ihr allein. Nicht das Entgegenkommen der Buchhändler, nicht das Verhandlungsgeschick der Studentenschaftsfunktionäre waren maßgebend, sondern ausschließlich die Machtposition der Zentralstelle mit ihrem jährlichen Umsatz an neuen Büchern von über 100,000 Franken. Den Buchhändlern war es in diesem Vertrag, wo sie so große Zugeständnisse machen, nicht darum zu tun, den armen Studenten zu billigeren Büchern zu verhelfen, sondern der Zweck des Abkommens lag für sie in der Aufhebung der Buchhandlung der Zentralstelle, um die Studenten wieder in ihre eigenen Läden zu bekommen.

Hoffen wir, daß sich die Neuregelung vom 15. März 1935 an zur Zufriedenheit aller, der Buchhändler wie der Studenten, auswirke und ein gutes Vertrauensverhältnis schaffe. Die Vereinbarung zwischen Buchhändler und Studenten soll als Tatsache betrachtet werden. Das Kriegsbeil ist damit begraben und mit ihm jedes Ressentiment aus frühern Zeiten.

Max Baumgartner, iur.

KRITIK AM FILM.

Der Leitartikel der letzten Nummer des „Zürcher Student“ hat Probleme der Filmkunst zur Sprache gebracht. In der Hoffnung, daß dieses Thema, das uns als Zeitgenossen der Jugendjahre einer neuen Kunstgattung beschäftigen muß, Gegenstand eines längeren allgemeinen Gespräches werde, möchte ich meinerseits einiges dazu beitragen. Es wurde mit Recht festgestellt, daß ein wesentliches Übel des Films darin besteht, daß zahlreiche Leute als Autoren zeichnen und daß nicht ein einziger Künstler dem Film seinen Charakter aufprägt. So berechtigt diese Kritik ist, so muß doch auch das Positive, das in dieser Hinsicht bisher vorliegt, hervorgehoben werden, denn sonst sieht das Bild auch gar zu trostlos aus. Verkörpert denn nicht René Clair dieses Postulat des einen Autors eines Films? Ist nicht er Schöpfer des Drehbuches, Regisseur, Kameramann in einer Person? Dazu beaufsichtigt er in strengster Weise den Komponisten und erteilt ihm Weisungen, und in dem Film „A nous la liberté“ hat er sogar selbst dafür gesorgt, daß die deutschen „Untertitel“ an die richtige Stelle des Bildes gesetzt wurden. Und wenn er auch die Gesamtidee eines Filmes anderswo entlehnt, so schafft er doch die Détails selbst, und auf diese kommt es in seinen Werken ja an. Und welches sind die Mitautoren der Filme von Joris Yvens? Ist er nicht bei der „Zuidersee“ und beim „Regen“ für das Gesamtwerk verantwortlich? Brauchen wir ferner noch an Chaplin zu erinnern, der auch gleich noch Schauspieler ist und überhaupt wie wenig andere das Wesen der Filmkunst erfaßt hat. (Was auch aus seiner Abneigung gegen den Tonfilm, der so viele Verfälschungen der Filmkunst auf dem Gewissen hat, hervorgeht.) Liegt in allen diesen Fällen nicht „eine eindeutige und klare filmische und stilistische Konzeption“ vor? Diese wichtigen Ausnahmefälle müssen auch darum erwähnt werden, damit derjenige, der in der vorgeschlagenen Richtung weiterarbeiten will, Anhaltspunkte hat, von denen er ausgehen kann. Die Behauptung, es gäbe noch keinen Filmkomponisten, ist besonders für einen Schweizer, dem unter den lebenden Autoren doch Honégger am nächsten liegen sollte, etwas gewagt. Wenn auch sein „Pacific 231“ ursprünglich nicht als Filmmusik geschrieben

worden ist, so zeigt doch die Tatsache, daß die Verbindung dieser Musik mit einem entsprechenden Filmstreifen, wie sie in Moskau vorgenommen worden ist, ein filmisches Meisterwerk ergab, daß Honegger unbedingt die besten Anlagen eines Filmkomponisten besitzt.

Die Forderung, es sei für den Film ein besseres und ausführlicheres Drehbuch zu schaffen, das „einen einigermaßen zulänglichen Eindruck von dem Film“ geben soll, und der Vorwurf an das heutige Drehbuch, daß man daraus „den Film, der daraus werden soll oder geworden ist, nicht erkennen“ könne, beruht auf einer Verkennung des Wesens der Filmkunst. Die primäre Ausdrucksform des Films ist das bewegte Bild. Und gerade das ist das Wertvolle am Film, daß er mit dieser Ausdrucksform Dinge darstellen kann, die in keiner andern Form ausgedrückt werden können. Also gerade das Wertvollste eines Films kann gar nicht in Worte oder auch Photographien — denn daß das Bild sich bewegt, ist das spezifisch Filmische — gekleidet werden, und ein Drehbuch aus Wörtern und Bildern kann daher niemals gerade das filmisch Wertvolle wiedergeben. Die Partitur einer Symphonie ist technisch unentbehrlich, sie dient der wiederholten Realisierung des Werkes. Aber der Film ist ein für allemal realisiert. Die Hilfsmittel gehen uns nichts mehr an. Allein das, was uns das Werk selbst sagt, ist für die Beurteilung und die Erkenntnis maßgebend. Und wenn es uns zu wenig oder Unklares sagt, dann ist es der Fehler des Werkes selbst. Ein Kommentar darf nicht erforderlich sein. Hier liegt die Problematik der surrealistischen Filme, deren Autoren sich vorbehalten, das bildlich Dargestellte mit Worten zu deuten und verständlich zu machen, es aber dem Publikum gegenüber nicht tun können. — Nein, was den Leser eines solchen Drehbuches „interessiert und interessieren muß, wenn er sich schon für das Kunstwerk Film interessieren will“, kann das Drehbuch eben gerade nicht bieten, es kann nur die Handlung und äußere Dinge wiedergeben, aber das wesentlich Künstlerische, das im Ausdruck des Inhaltes liegt, kann es nicht vermitteln.

Wenn ich diese kritischen Bemerkungen hier machte, so geschah es, weil ich glaube, daß die Filmkritik sowohl das bis-

her vorliegende Material als auch das Wesen des Films zum Ausgangspunkt nehmen muß. Aber diese und noch viele andere häufig kritisierten Dinge des Films scheinen mir eigentlich eher Symptome einer Krankheit zu sein als die Krankheit selbst. Es liegt ihnen allen ein Hauptübel zugrunde, und der Kampf der Jugend für den künstlerisch wertvollen Film muß diesem gelten. Seine Beseitigung würde zwangsläufig so vieles verbessern.

Das Grundübel des Films ist seine *Verflechtung* mit den wirtschaftlichen Interessen einiger Großkapitalisten. Reine wirtschaftliche Interessen und ehrliches künstlerisches Streben zur selben Zeit und bei derselben Arbeit vertragen sich nicht. Damit ist nicht gesagt, daß man nicht durch künstlerische Arbeit Geld verdienen dürfe, aber das Streben nach Gewinn darf nicht die Arbeit an sich beeinflussen. Wenn heute der Film so oft enttäuscht und wenn so viel Schlechtes auf den Markt geworfen wird, dann ist der Umstand daran schuld, daß die Filmproduktion von A bis Z *Geschäft* ist. Das wenige Gute, das geboten wird, kommt meistens von sogenannten Outsidern, die aber auch immer seltener werden, weil sie von der organisierten Großproduktion verschluckt werden. Gleich zu Anfang schon wird ein Star gesucht, der „zieht“, dazu die übrigen Schauspieler, dann der Regisseur und der Komponist, und erst dann folgt das, wovon man ausgehen sollte, der Gegenstand der Darstellung, die Handlung, die Milieus, die geschildert werden sollen. Und so sind bis zur letzten Aufführung des Films in einem abgelegenen Bergdorf geschäftliche statt künstlerische Prinzipien maßgebend. „Die Filmproduktion wird Jahr für Jahr seichter. Die Wurzel aller Übel ist die Ausschaltung des experimentierenden Filmschöpfers, des freien, unabhängigen Produzenten“. Die organisierte Produktion macht den *Filmkünstler* unmöglich. „In der wirtschaftlichen Verflechtung dieses gewaltigen Apparates wird das Künstlerische so nebensächlich behandelt, so ausschließlich von dem merkantilen Gesichtspunkt aus beurteilt, daß die Bedeutung des Filmkünstlers vollkommen eliminiert wird. Man könnte fast sagen: der Regisseur wird unter Strafandrohung gezwungen, auf die Filmkunst zu verzichten.“ (Moholy-Nagy, N.Z.Z. vom 2. 10. 1934.) Und daß die Filmproduktion in Rußland erfreu-

lichere Resultate zeitigt, wird von Sachverständigen wie Arnheim und Fawcett darauf zurückgeführt, daß dort der Künstler experimentieren und sich entfalten darf, ohne daß er Rücksicht auf das Geschäft zu nehmen braucht. Wer sich über die Organisation der Filmindustrie näher orientieren will, lese die Dissertation von Beijerinck über die „Internationale Tonfilmindustrie“. (Bern 1932.) Aufgebaut ist das Geschäft natürlich auf dem Geschmack und dem Verlangen der großen Masse der ständigen Kinobesucher. Aber so wenig wie in der Musik für den wahren Künstler die große Menge der Schlagerverehrer maßgebend sein kann, so kann auch der Filmkünstler nicht darauf achten, sondern sein Schaffen richtet sich nach objektiven ästhetischen Prinzipien.

Eine Fortsetzung des Gespräches über Filmprobleme wäre sehr zu begrüßen. Ich wollte hier versuchen, die Ausgangspunkte einer Gesamtkritik des heutigen Films anzudeuten.

Hans Nef.

DIE ZÜRCHER UNIVERSITÄT.

Im Jahre 1933 wurde die Universität Zürich hundert Jahre alt, und dies gab den Anlaß zu großen Festlichkeiten. Man sprach und schrieb darüber viel, und ob dem lauten Feiern schien es mir, als wenn man ihr Unrecht täte. Wie schlicht, einfach und bescheiden ist doch unsere Universität! Mir war als ob sie sich bei dem Feste verschämt in eine Ecke drückte und vergeblich all dem wehren würde.

*

Mit leichten Händen heißt es zugreifen, wenn man ein zartes Leben durchschauen möchte, ohne es gleich mit rohen Fingern zu zerstören. Viel lieber doch nur aus dem Äußern ahnen als gewaltsam zu durchdringen! — Ja, welches ist denn das Leben der Universität, daß es so im Hintergrund steht und so schwer faßbar ist? Sind es die Studenten, die von Semester zu Semester wechseln? Sind es die Professoren? Nein. Es ist ein Leben im Geiste. Wenn die Studenten Jahre an ihr verbringen, die Professoren ein Leben lang sie erfüllen, die Universität

stirbt nicht mit ihnen. Sie endet erst, wenn der Geist der Kultur versinkt oder wenn der Kulturträger, das Volk, untergeht.

Gerade dieses lange Leben begründet aber auch in weitem Maße dessen Art und Form. Unendlich wichtig ist der Geist, aus dem es entsprang, und unvergeßlich sind die Jugendeindrücke. So erkennt man auch heute noch jede Universität, die im Mittelalter entstand, an ihrem eigenen Wesen. Sei es äußerlich vielleicht nur daran, daß in den Prüfungen die Philosophie noch eine größere Rolle spielt. Wer aber weiß, welche Welten unser Mittelalter und unsere Nachaufklärungszeit trennen, der wird in allem, auch im Entferntesten, einen feinen aber scharfen Unterschied spüren. Bei der einen Universität ist es doch auch heute noch irgendwie der Mensch mit seinem Denken und Glauben, der den Mittelpunkt alles Wissens und Forschens bildet, und hinter ihr steht wie eine geahnte Vollendung ein Gesamtbau der ganzen Welt. Bei der andern ist der Mensch nur Forschungsobjekt wie irgend ein irdisches Ding, man glaubt den Menschen übergehen zu können, alles losgelöst und unabhängig als Wahrzeichen zu erfahren, und das Ziel ist ein Wissen, dem die Vielheit und nicht die Einheit der Welt zugrunde liegt.

*

Wenn wir dieses geistige Leben der Universität Zürich erfassen möchten, so treten uns zwei Tatsachen unübersehbar vor die Augen. Die eine ist die Jugendlichkeit unserer Hochschule. Hundert Jahre sind für dieses innere Leben äußerst kurz. Gerade das geringe Alter verhindert aber eine ganz bestimmte und feste Deutung, denn wer wollte bei einem Kinde schon seinen ganzen Charakter erkennen können?

Das zweite, was uns auffallen muß, ist die Art dieses geistigen Lebens. Unsere Hochschule ist aus einem Geiste erwachsen, der glaubte, die ganze Menschheit durch eine gute Schulung zu verbessern. Jeder einzelne sollte auf diese Weise ein Glied des Fortschritts werden. Es war eine frohe und schaffensfrohe Zeit, denn sie war überzeugt, daß es vorwärts gehe. Wie sollte man es nicht sein, wo doch Naturwissenschaft und Technik sich so gewaltig und staunenswert zu entwickeln begannen? Aus dem Geiste einer Zeit, die an Freiheit und unerschütterlich

an einen Fortschritt glaubte, wurde unsere Universität geboren. Sie erlebte die Höhezeit dieser Gedankenwelt und erfährt heute die Neige und den Bruch beider Ideale.

Die Universität Zürich kennt aus diesem Grunde keinerlei Reste mittelalterlichen Hochschulgeistes. Allgewaltig wurden die Naturwissenschaften und ihre Methode. Es ist deshalb ganz begreiflich, daß in Literatur-, Rechts- und Kirchengeschichte das Mittelalter eine vergessene und vernachlässigte Zeit blieb. Hier hätte nur der alte Zürcher Geist des Carolinums Nachhilfe und Ersatz sein können. Doch das Verhängnis wollte es, daß auch diese Schule in der Reformationszeit mit dem Vorausgehenden gänzlich gebrochen hatte, und auch sie enthielt den Geist des Mittelalters nicht mehr.

Was uns aber mehr verwundert, ist, daß sich der reformierte Glaube nicht bestimmend im Geistesleben der Universität auswirkte. Zürich ist doch eine Reformatorenstadt! Mag der eine oder der andere sich das so oder anders erklären, der Grund liegt darin, daß die Hochschule aus einem andern Zürich erwachsen ist, dem Zürich Scheuchzers, Bodmers, Lavaters und Pestalozzis. Ein von Grund auf aufklärerisch bedingter und auch weitgehend naturwissenschaftlich-systematischer Geist wehte durch ihr ganzes bisheriges Leben. Die Bindung an den Glauben oder an die Philosophie fehlte.

Suchten wir bisher das innere Leben der Universität zu durchschauen, so wollen wir nun auch noch das äußere etwas abtasten. Wie könnten wir das besser, als wenn wir einmal ihre Stellung zu Staat und Volk betrachten?

Sicher dürfte es jedem Fremden auffallen, daß die Universität keine eigene Kasse besitzt. Sie teilt sie mit der Kantonsschule. Durch diese kleine Einzelheit ist eigentlich schon klar zutage getreten, wie der Kanton Zürich seine Universität betrachtet. Sie ist für ihn die Krönung jener Reihe von Staatsschulen, die über Volksschule, Kantonsschule zur Universität verläuft. Hier spüren wir wiederum den Geist jener Zeit, die in der Schule den Weg zum Fortschritt der Menschheit zu kennen glaubte.

Ist somit die Frage gelöst, wie der Staat seine Universität betrachte, möchten wir umgekehrt wissen, wie sich die Uni-

versität dem Staate gegenüber verhält. Sie ist in allem Dienerin des Staates. Irgendwelche Freiheiten, wie sie alte Universitäten haben, besitzt sie nicht. Sie vermißt sie auch nicht, da sie seit ihrem Beginn nur das Dienen am Volke und am Staate kannte. Ich glaube, daß sie selbst bei einer Wahl zwischen Wissenschaft und Staat auf die Seite des Volkes und Staates treten würde. Sie brächte damit ihre Aufgabe der Heimat zum Opfer.

Genau das gleiche drückt sich im Verhältnis des Volkes zur Universität aus. Empfindet sich anderswo der Student als ein besonderer Stand und wird er auch als solcher geachtet, so nicht in Zürich. „Warum soll denn ein Student billiger Bahn fahren?“ fragt der Bürger, „ist er denn mehr als ich? Warum soll er sich mehr Späße erlauben dürfen?“

Der Student hat in Zürich die Pflicht, sein Studium ruhig und rasch zu durchlaufen, da er ja vom Gelde seines Vaters lebt. Es ist eine Vergünstigung, studieren zu dürfen, und der soll er gerecht werden. Dies verlangt das Zürcher Volk vom Studenten und erhält es auch.

*

Vielleicht wird das eine oder das andere im Verlaufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte noch anders werden. Die Universität dürfte an Selbständigkeit gewinnen. Doch ihren inneren Charakter wird sie nie verleugnen:

Sie ist eine schlichte, bescheidene Dienerin, wie es so viele Frauen unseres Landes sind. **Bruno Meyer.**

PASSION.

Er brach das Brot;
und seine Hände fügten die Gebärde,
als ob es nach ihm keiner brechen werde,
so ohne Not;
und ohne Wunsch und Wille;
als ob die Tat von ihm abstände in die Stille,
die er am Jordan hatte.

Seiner Jünger Augen verloren den Blick,
sie schauten einwärts in den Sinn der Seele
und hatten ein Gesicht:

Über hohe, dunkle Wände rann Rieseln,
rot, wie Blut.

Und langsam ertrank ihre Höhe
in der steigenden Flut —

Meer nur — Weite — breit, bloß und gut —

Der Jünger Augen rangen um Ufer und Ende,
sie tranken Rot —

Sie sahen Hände, lange, weiße Hände,
die brachen langsam Brot. —

Vorgeneigt, wie wenn er horchen wollte so,
wie viel Bangnis seine Seele hegte,
hing er müd am Kreuz;

blasser Abend stieg aus feuchtem Gras;
eine Frau war Weinen irgendwo,
schluchzte lange, ohne Unterlaß.

Nachtwind wehte leicht das Tuch um seine Lenden —
hoch in seinen Tod ausbrechend
wuchs er weit —

Schwarze Luft in atemloser Schau.
Fernen Schmerz ließ er in bleichen Händen
und im Weinen einer fremden Frau.

Ernst Kappeler, phil. I.

(Aus dem soeben bei Rascher & Co. erschienenen Gedichtbändchen „Versuchte Stufe“.)

ABSCHIED.

jahre ihr jahre
im alten reigen
sollt an der bahre
euch einmal noch neigen,
dann reicht der hände viel
in tiefem dank

spielt euer endespiel
gießt letzten trank
tanzet nicht wilden tanz
tanzet mir leis
und mit dem dornenkranz
die alte weis.

ewe.

DER DIENST DER KIRCHENGESCHICHTE.

I.

Kirchengeschichte ist ein Lehrfach in einer Fakultät, welche heute vielfach als alter Zopf im Universitätsganzen angesehen wird. Und auch der eine oder andere Theologiestudent weiß nicht ganz recht, wozu er eigentlich im Rahmen seines Studiums Kirchengeschichte zu treiben hat.

Daneben können wir aber beobachten, wie auch Nichttheologen Kirchengeschichte hören. Kirchengeschichte gehört ja auch zur Allgemeinbildung, da sie nicht scharf von der Profangeschichte abgetrennt werden kann. Das hat seinen Grund darin, daß die Kirche selbst in dieser sichtbaren Welt in Erscheinung tritt.

Aber doch glaube ich, kann die Kirchengeschichte sowohl der Theologie als auch dem Universitätsganzen noch einen weit größeren Dienst leisten, als nur ein Spezialgebiet der allgemeinen Geschichtswissenschaft zu sein. Und das tut sie am besten, wenn sie ganz das zu sein bestrebt ist, was sie ist. Das heißt, sie hat zu wissen, daß sie nicht nur Kirchengeschichte, sondern auch Kirchengeschichte ist.

II.

Was ich meine, zeigt der erste und zugleich vorzüglichste Kirchengeschichtsschreiber Lukas, der Verfasser der Apostelgeschichte, am besten. Er ist Geschichtsschreiber, sein Thema lautet: Wie ist das Christentum — sich überall ausbreitend — von Jerusalem nach Rom gekommen? Ein ungewöhnlicher Geschichtsschreiber ist er, weil er eine ungewöhnliche Geschichte schreibt. Sonst kümmerte sich die Geschichtsschreibung um die Taten von Königen und Staatsmännern, um den Aufstieg und

Abstieg der Staaten und um ihre kriegerischen Auseinandersetzungen.

Und die Apostelgeschichte will nun auch die Geschichte der Taten eines Königs und das Wachstum seines Königreiches darstellen. Sie läßt uns diesen König — Christus bedeutet König — von Wolken getragen in den Wolken entschwinden. Aber in diesem Verschwinden sieht sie seine Thronbesteigung. Und dieses Geschichtsbuch behauptet nun, daß dieser verschwundene König, von seinem unsichtbaren und für unser Bewußtsein unvorstellbaren Thron aus regierend, dennoch seine eigene Geschichte auf Erden hat, eine Geschichte, die ihr Ende und ihren Höhepunkt darin finden wird, daß der in den Wolken verschwundene König wieder aus den Wolken erscheinen wird, um seine Herrschaft vollkommen aufzurichten in ewigem Triumphe über alle seine Widersacher.

Was die Apostelgeschichte also beschreiben will, sind die Taten dieses jetzt unsichtbaren Königs auf dieser sichtbaren Erde. Und dieses sein Reich nimmt nun sichtbare Gestalt an in seiner Kirche. Darum weiß eine sich selbst bewußte Kirchengeschichte, daß sie nichts anderes als die Geschichte dieses unsichtbaren Königs zum Gegenstand hat.

III.

Wo bleibt denn da aber die Wissenschaftlichkeit? Sie gründet sich darauf, daß sich diese Geschichte auf dieser Erde in äußerlich sichtbaren Ereignissen abspielt und deshalb Tatsachen aufweist, die methodisch gleich untersucht werden müssen wie beliebige Tatsachen der Weltgeschichte. So kann die kirchengeschichtliche Forschung die Hilfsmittel, die die Profangeschichte gebraucht, wie Quellenkritik, Sprachkunde, Kenntnis der übrigen gleichzeitigen Geschichte, nicht entbehren.

Aber diese Seite genügt nicht, daß sie wahrhaft wissenschaftlich sei; denn wirkliche Wissenschaft ist nur da vorhanden, wo sie sich der Eigenart ihres Gegenstandes bewußt ist und diese Eigenart zur Geltung bringt. Daß sie weiß, daß sie die Geschichte des unsichtbaren Königs in der Geschichte der sichtbaren Sphäre seines Königreiches zum Gegenstand der Forschung hat, gehört auch zu ihrer Wissenschaftlichkeit. Durch

ihre Methode gehört sie in die Universität von heute, durch ihren Gegenstand hat sie ihren Platz in der theologischen Fakultät.

IV.

Aber vom Standpunkt des Christen aus ergibt sich noch ein viel tieferes und verbindendes Element zwischen der theologischen Fakultät und den übrigen Fakultäten:

Die Kirchengeschichte wäre eigentlich wie nichts anderes geeignet, Nichttheologen gegenüber Verkünderin zu werden von dem, was uns Theologen als solche beschäftigt. Vielen Menschen von heute ist die Dogmatik ein Greuel, von dem sie auch infolge der hier notwendigen typischen Theologensprache auch gar nicht viel verstehen können. Die Kirchengeschichte hat es aber als Geschichte mit Taten und Geschehnissen zu tun. Da kann also gezeigt werden, daß Christus, über den wir in unserer Theologensprache oft so unverständlich reden, eine Geschichte von namhaften Taten und Ereignissen auf Erden hat, daß man es schier mit Händen greifen kann: Dieser Christus ist eine Macht, mit der man heute noch zu rechnen hat. **Karl Hoistetter.**

THOMAS ROBERT MALTHUS.

Zur 100. Wiederkehr seines Todestages am 23. Dezember 1934.

Dieser Tage jährt sich zum hundertsten Male der Todestag eines der bedeutendsten Vertreter der britischen klassischen Nationalökonomie — Thomas Robert Malthus.

Malthus wurde am 14. Februar 1766 in der Nähe von Dorking in der Grafschaft Surrey geboren. Er studierte in Cambridge Theologie und wurde Pfarrer der anglikanischen Kirche in Albury. In seinem Amte gewann er einen tiefen Einblick in die sozialen Übelstände seiner Zeit. Die Unvereinbarkeit der Smith'schen Lehre von der Interessenharmonie mit der harten Wirklichkeit, das Auseinanderklaffen von Theorie und Praxis, bewogen ihn, sich dem Studium der sozialen Frage zuzuwenden.

Aus einem Ideenstreite mit seinem Vater, der, ein begeisterter Anhänger und persönlicher Freund Rousseaus, sich für die sozialen Reformpläne Godwins und Condorcets einsetzte, schöpfte er die Anregung zu seiner Arbeit über das Bevölkerungsgesetz, die 1798 anonym unter dem Titel „Essay on the Principle of Population as it affects the future Improvement of Society“ erschien. Durch diese ketzerische, in der gesamten wissenschaftlichen und literarischen

Welt Aufsehen erregende Schrift wurde Malthus Zeit seines Lebens und darüber hinaus in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Erörterungen über das Bevölkerungsproblem gerückt. Nachdem er zur Erweiterung seiner Kenntnisse Skandinavien und den Kontinent bereist hatte, gab er sein Werk 1803 neu bearbeitet und wesentlich erweitert heraus. Auf Grund dieses epochemachenden Werkes wurde er als Professor der Geschichte und der politischen Ökonomie an das East-India-College in Haileybury berufen. Von seinen zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen seien nur die wichtigsten hervorgehoben: 1815 veröffentlichte er eine Arbeit über die Bodenrente, 1817 über die Armengesetzgebung, 1820 erschienen seine „Principles of Political Economy“, worin er seine akademischen Vorlesungen zusammengefaßt hatte, und 1827 seine „Definitions on Political Economy“. Malthus starb am 23. Dezember 1834.

Malthusens Bedeutung für seine Zeit und seine Stellung in der Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen liegen in erster Linie in seinem Bevölkerungsgesetz begründet. Diesem liegt der Gedanke zugrunde, daß die Bevölkerung stets die Tendenz habe, sich rascher zu vermehren als die zu ihrer Erhaltung notwendigen Nahrungsmittel. Die Beobachtung der damaligen Entwicklung der nordamerikanischen Kolonien ließ Malthus, der in bewußtem und betontem Gegensatz zu Ricardo sich der empirischen Denkweise bediente, zum Schlusse kommen, daß sich die Bevölkerung alle 25 Jahre verdopple, sich somit in *geometrischer* Progression vermehre. Demgegenüber wiesen die Bodenerzeugnisse ein sehr viel langsameres Wachstum auf, selbst da, wo noch eine extensive Bewirtschaftung des Bodens möglich ist. Die Subsistenzmittel vermöchten sich im günstigsten Fall in *arithmetischer* Progression zu vermehren. Daraus erwachsen der Bevölkerungsbewegung Schranken, ihrem raschen Wachstum stellen sich Hemmnisse in den Weg. Diese Hemmnisse seien zweifacher Art. Entweder würden sie in der Gestalt von Laster und Elend (Hungersnot, Epidemien, Krieg) das weitere Anwachsen der Bevölkerung über den gegebenen Nahrungsspielraum hinaus verhindern, indem sie bereits vorhandenes Leben zerstören, oder sie würden als vorbeugende Hemmnisse einer Bevölkerungsvermehrung entgegen wirken. In der ersten Auflage seines Werkes legte Malthus das Hauptgewicht auf die repressiven Hemmnisse, während die vorbeugenden nur andeutungsweise als „Furcht vor dem Elend“ Erwähnung fanden. Es war also nach dieser, Malthusens, Ansicht, gar nicht möglich, das das menschliche Leben bedrohende und vernichtende Elend aus der Welt zu schaffen, da es eine natürliche Folge der Überbevölkerung und der beschränkten Nahrungsmittel sei. Hungersnot und Elend würde unabweisliches Schicksal all derer, „für die an der großen Tafel der Natur kein Gedeck aufgelegt“ sei. Diese pessimistische Grundhaltung Malthus' erfuhr in der Neubearbeitung seines „Essay“ von 1803 eine Milde-

rung, indem er den genannten Hemmnissen den moralischen Zwang — „moral restraint“ — hinzufügte, worunter er sittliche Enthaltensamkeit, Enthaltung von der Ehe und späte Heirat verstand. Es ist bezeichnend, daß Malthus selbst erst mit 39 Jahren heiratete. Da er jedoch dem „moral restraint“ keine allzu große Wirkung auf die Bevölkerungsbewegung beimaß — er wäre damit dem Vernunftglauben seiner zeitgenössischen Gegner zu weit entgegengekommen —, forderte er vom Staate Maßnahmen zur Erschwerung der Eheschließung, eine Forderung, die in der nachmalthusianischen Zeit in die Gesetzgebungen vieler Länder Eingang gefunden hat. Mit dieser staatlichen Intervention, die sich die Milderung der Not der untern Bevölkerungsschichten zur Aufgabe machte, war der Grund für die spätere liberale Sozialpolitik gelegt worden.

Malthusens Bevölkerungslehre war die natürliche Reaktion auf die merkantilistische Bevölkerungspolitik und eine scharfe Ablehnung der optimistisch-utopistischen Theorien Godwins und Condorcets, die der Vernunft allein die Kraft zuschrieben, im Verlaufe der kulturellen Fortentwicklung die menschlichen Triebe und Leidenschaften so zu leiten, daß daraus ein idealer Gesellschaftszustand, eine staatslose Gesellschaft erwachsen müsse. Seine Lehre war allerdings keine durchweg originelle Schöpfung. Ähnliche Gedanken hatten vor ihm schon Platon und Aristoteles und später Montesquieu, Quesnay, Mirabeau, James Stewart, Botero, Ortes u. a. geäußert. Malthus war aber der erste, der sie in dieser scharfen, naturgesetzlichen Fassung vorbrachte, damit aber zugleich seinen Gegnern die beste Angriffsfläche seiner Lehre bot. Da er die Ursachen der sozialen Mißstände nicht in der gegebenen Gesellschafts- und Wirtschaftsverfassung der anbrechenden hochkapitalistischen Aera sah, sondern in ihrem kausalen Zusammenhang auf biologische Naturgesetze zurückführte, zog er sich die leidenschaftliche Kritik der sozialistischen Denker zu. Zu seinen spätern Gegnern gehören vornehmlich List, Carey, Dühring und Spencer. In neuerer Zeit wurde die Malthusische Lehre besonders scharf von Franz Oppenheimer — wir mir scheinen will oft zu Unrecht — angegriffen, und Paul Mombert vertritt in direkter Umkehrung von Malthus die Ansicht, daß nicht die soziale Frage ihre Ursache im Bevölkerungsproblem habe, sondern dasselbe in den Problemen wurzle, die wir als soziale Frage zu bezeichnen pflegen. Julius Wolf, Lujo Brentano, Pohle und Heinrich Herkner lehnten mit Recht die naturgesetzliche Fassung und mathematische Formulierung des Malthusischen Gesetzes ab und wiesen auf seine Unhaltbarkeit für das moderne Zeitalter hin. In der Tat erbringt denn auch die Bevölkerungsbewegung der meisten Kulturstaaten im 20. Jahrhundert den empirischen Beweis, daß es keine Geltung für alle Zeiten und alle Entwicklungsstufen der menschlichen Gesellschaft beanspruchen kann. Heute richtet sich die Kritik vor allem dagegen, daß Malthus ausschließlich die biologischen Kräfte ins Auge

faßte und die psychologischen Momente, die das menschliche Tun und Lassen beeinflussen, außer acht ließ. Er übersah, daß die Bevölkerungsvermehrung nicht allein von der Fortpflanzungsmöglichkeit, sondern ebenso sehr vom Fortpflanzungswillen der Menschen abhängt. Der Wille zur Fortpflanzung aber ist zeitgebunden, er ist bedingt durch die geistigen Strömungen einer Epoche, durch rein egoistische, wirtschaftliche, nationale und religiöse Erwägungen.

Malthus und sein Werk können nur aus seiner Zeit heraus verstanden und gewertet werden. Seine Bevölkerungstheorie, die heute freilich nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, war es vor allem, die seinen Ruhm begründete und den nachhaltigsten Einfluß auf das sozialwissenschaftliche Denken während eines ganzen Jahrhunderts ausübte. Sie gab auch den Anstoß zu Darwins Lehre vom Kampf ums Dasein. Aber auch ohne das Bevölkerungsgesetz wäre Malthus zu den feinsten Theoretikern der britischen klassischen Schule zu zählen. Die Lohnfonds-Theorie und die von James Anderson und Edward West vorweggenommene, und nach ihm von David Ricardo ausgebaut und vertiefte Grundrententheorie, erfuhren durch ihn eine erhebliche Förderung und Verbesserung. So bleibt Malthus das unbestreitbare Verdienst, die Nationalökonomie um wertvolle Erkenntnisse bereichert und das sozialwissenschaftliche Denken angeregt und befruchtet zu haben.

Fritz Fuchs, oec.

DER TOD IN SESTOLA.

Eines Morgens ertönte plötzlich die lustige Weise einer Blechmusik. Ich rannte nach vorn auf den Hügel, um zu sehen, was es gebe. Sestola, ein Bergdorf im emilianischen Apennin — nicht viel mehr als eine doppelte Häuserreihe links und rechts einer weißen gekrümmten Straße — lag gerade unter uns. Es begann ein bißchen unter der Kirche, stieg sanft hinan und nahm ein plötzliches Ende mitten in abgegrasten baumlosen Wiesen. Dort lag der Friedhof, ein graues verwittertes Mauer- vierecklein mit einem rostigen Tor gegen die Straße hin. Wenn Männer dran vorbeigingen, wandten sie einen Augenblick den Kopf und schoben den Hut auf das andere Ohr. Wenn Frauen kamen, nahmen sie die Kinder auf den Arm und ließen sie über die Mauer sehen, und wenn es alte Frauen waren, stellten sie ihr Bündel ab und murmelten etwas zwischen vertrockneten Lippen. Aber es war dort wirklich nicht viel zu sehen: ein grasbewachsenes Weglein zwischen zwei Wiesenstücken, dann

drei Steine. Einer, der marmorne, war vielleicht einmal ein Prachtsstück gewesen. Jetzt stand er ganz schief und niemand konnte genau lesen, was darauf stand. Die andern waren alt und grau, wie die Friedhofmauer selbst, und eingesunken. Blumen gab es keine.

Man muß wissen, daß in Sestola im Durchschnitt alle drei Monate jemand stirbt, und es war Zufall, daß es gerade geschah, während ich dort oben war: Tschin tschin tschin tschin — vorn dran kam die Musik — Staub wirbelte auf der weißen Straße, und die Sonne blitzte in den blankgeputzten Trompeten. Es wehte ein leichter Wind, und die grünweiß-rote Fahne auf dem Schloß flatterte, als ob es dazu gehörte. Tschin tschin tschin tschin — sie trugen ihre schönen Mützen mit dem glänzenden Schild (jede Woche einmal üben sie nämlich im Schöpflein hinter dem Gemeindehaus, und jeder Bürger von Sestola wird mit Musik begraben, ja, tausendmal feiner als in der Stadt) — Tschin tschin — natürlich war es nicht gut möglich, daß die da vorn langsam gingen bei dieser lustigen Marschmusik — sie waren doch alle bei den Soldaten gewesen. Aber die dahinter, denn das gehörte sich doch, gaben sich alle Mühe und machten nur einen Schritt, wenn sie da vorn schon am dritten waren. Ja, und je weiter hinten man im Zuge war, desto leichter ging das: zuerst die Männer, in ihren Arbeitskleidern, den Hut in der Hand. Es konnte leicht sein, daß einer gerade noch etwas in der andern hielt, was er hatte verkaufen wollen, oder daß einer ein paar Hobelspäne an den Kleidern hängen hatte, und der Bäcker war sicher noch mehlbestäubt. Schließlich konnte nicht ein ganzes Dorf stillstehen wegen eines Toten. Dann kamen die von der Brüderschaft in ihren bis an die Knie reichenden feuerroten Hemden — dahinter ein feierlicher weiß-schwarzer Zug von Priester, Sakristan und Chorbuben. Den Sarg trugen acht Männer — ihm folgten die Angehörigen, und dann in langem Zuge die Frauen mit schwarzen Kopftüchern und Kerzen. Tschin — tschin — und den Schluß machte ein buntes Gemisch von alten Leutchen und Kindern, die sich unterwegs aus allen Winkeln heraus dem Zuge angeschlossen hatten. Tschin — tschin — hier hinten hörte man die Musik nicht so gut. Die Kinder lärnten und lachten. Sie rannten auf der

Straße hin und zurück, um die alten Männer herum, die gebückt gingen und schnupften, und zwischen den Weiblein durch, die noch gebückter gingen und leise vor sich hinjammerten: es sei ein Elend — warum denn der Tod nicht sie geholt habe. Alle drei Monate! — Und wieder ist ein anderer dran gekommen, und diesmal war er erst ein wenig über fünfzig!

Plötzlich hörte die Musik auf, und es gab für eine Weile ein Schlürfen von vielen Tritten, merkwürdige unterdrückte Laute: sie näherten sich dem Friedhof und beteten. Dann war man angekommen, ein kleiner Junge sprang nach vorn und rüttelte am rostigen Tor. Er mußte ein paar Mal hinaufhüpfen, bis er es aufbekam. Drinnen rannte er geschäftig auf dem kleinen Weg zwischen den Wiesenstücken und öffnete auch das Tor der kleinen Totenkapelle, die in die hintere Friedhofmauer eingebaut war. Jetzt brachten sie ihn und trugen ihn hinein, und alle, die sich wartend draußen angesammelt hatten, drängten nach. Nur die Musik war abgezogen. Man hörte die Stimme des Priesters, ein paar Frauen weinten, in der Ecke standen die roten Männer und zogen sich eilig die Röcke über den Kopf. Dann machten sie ein kleines Paket daraus und gingen. Es gingen auch die Frauen, nahmen die Kerzen in die eine und die Kinder an die andere Hand, die alten Männer humpelten hinaus, jemand schimpfte über zwei kleine Buben, die über die alten Grabsteine hüpfen — der Priester war verschwunden — die Musik war nicht mehr da — schade! — Auf der Straße gab es ein Geschrei, weil ein paar Männer politisierten, und die jungen Mädchen gingen Arm in Arm — schließlich mußte man nun wieder zurück und hatte seine Arbeit. Weinen konnte man immer noch. Dazu war ja Carlino auch nicht mehr der jüngste gewesen — eh, Maria, weißt du schon, daß der Nicola einen andern Schatz hat? Es gab ein Gekicher und Gelächter, es wußten es natürlich alle —.

Der Friedhof war leer. Nur hinten stand eine Frau und beriet mit dem Totengräber, wo man ihn hinlegen solle. Das war dann so, daß am andern Tag sich nichts verändert hatte. Das Grasstück wurde wieder schön drauf gelegt. Nun war er tot.

Ruth Lang.

DIE BALLADE VOM DICHTER UND DEM HERBST.

Er hatte sich Reime schon längst gemerkt:
auf Herbst, du stirbst und auf tot.
Dazwischen die Seele mit Rilke gestärkt,
des Herbsdichters täglichem Brot.

Dann schrieb er den Song vom dürrn Blatt,
das, ohne Chlorophyll und gedörnt,
vom Sturm getrieben, den Baum nicht mehr hat
und nur noch der Gosse gehört.

Ja, alles war da, was so passiert
an Welken, an Nebel, an Wind;
das Weinen des Waldes, der die Blätter verliert
und friert, weil die Bäume Skelette sind.

Da ergriff ihn selbst mit solcher Gewalt
der Tod der geliebten Natur,
daß durch seine dichtende Herbstgestalt
ein tödliches Frösteln fuhr:

Mit welkendem Blick und Nebel im Haar
verschied er wortlos und karg.
Er wurde begraben. Im Herbst übers Jahr
entsteigt er wohl wieder dem Sarg.

Hans Schumacher, phil. I.

STATISTEN GESUCHT!

Unser Schauspielhaus sucht Statisten. Akademiker werden bevorzugt, allerorts ist es zu lesen, am schwarzen Brett, im „Zürcher Student“ . . . Manche schon haben sich in die Liste eingetragen, Damen und Herren, — wahrscheinlich solche, die ihre Zeitungslektüre mit der Theaterrubrik beginnen, weil sie sich, wenn ich nach mir urteilen darf, in den Irrgängen der Politik nicht zurechtfinden. Diese Rubrik liegt in der Mitte zwischen Politik und Handelsteil. Vorne Krach, hinten Pleite und in der Mitte eine ruhige Insel der Erholung . . . Das heißt: „ruhig“ ist vielleicht nicht ganz zutreffend, denn gerade die Ruhe ist es nicht, wovon das Theater lebt. Was sich in der

Welt ereignet, daß Barthou tot und London neblig ist, läßt sich bequem in knappen Depeschen der gelangweilten Zeitungsleserschaft mitteilen. Die Tatsache aber, daß der Direktor X. der Anmut seiner Jugendlich-Dramatischen in seinem Herzen ein neues Kontokorrent eröffnet hat und ihr den erbetenen Urlaub nach Hollywood nicht bewilligen will, kann man nicht in zwei Zeilen erzählen. Ein Sturm der Erbitterung erhöhe sich und die theaterliebenden Leserinnen würden in höchstem Unmut über die lässige Berichterstattung die Nachlieferung der Details fordern. Oder es könnte noch etwas Schlimmeres geschehen: das Publikum könnte bei so kurzer Darstellung der Sachlage die ganze Angelegenheit übersehen. Theatersensationen lassen sich überhaupt nicht in wenigen Zeilen abtun. Das Theater allein darf die schöne Eigenschaft für sich in Anspruch nehmen, daß man es nur wichtig nehmen oder völlig ignorieren kann. Kompromisse schließt es nicht. Ein laues Interesse ist sein Untergang. Die Theaterrubrik hat ihre eigenen „Affären“. Sie ist keinesfalls ein Jahrmarkt der Eitelkeit, wofür sie von Anfängern und Uneingeweihten nur allzuoft gehalten wird. Viele Leute werden das nie verstehen, besonders jene nicht, die Karlweis mit Rothschild verwechseln. Nirgends in der Welt geht es so real und reell zu wie in der Welt des Scheins, wo nur die Leistung den Erfolg bewirkt und alle Reklame den Mißerfolg nicht zudecken kann. Ist aber der Erfolg da, dann füllt sich die Theaterrubrik von selbst und man konstatiert: das ganze Theaterleben besteht aus Notizen. Solche Notizen können natürlich auch wahr sein, können, sage ich, aber müssen es nicht, denn die Wahrheit ist nicht wesentlich, ja, sie ist geradezu belanglos. Wie oft kommt eine Lüge zu Jahren, und plötzlich ist sie Wahrheit geworden. Was bedeuten Tatsachen beim Theater? Es ist wahr gewesen, als man las, daß Jannings ans Burgtheater gehe, daß die Bergner nur noch ausschließlich in englischen Filmen spielen würde. Aber war es damals nicht gleichgültig, ob diese Nachrichten richtig oder erfunden waren? — Dürfte ein Reporter von heute nicht schreiben: Franz Molnar hat ein neues Lustspiel in neun Akten geschrieben, von denen fünf auf der Bühne und vier als Tonfilmzwischenpiel aufgeführt werden? Warum nicht? Es kann doch morgen wahr sein! —

Das Theater bietet ja so ungeahnt viele Möglichkeiten, denn es besteht aus Leben und Traum, Wahrheit und Dichtung, Schein und Wirklichkeit. Für den, der es liebt, ist es eigentlich ganz gleichgültig, es ist eben Theater, und aus Erfolg und Mißerfolg werden — Notizen. **Werner Meier.**

STUDENTENBERATUNG.

In Zürich besteht seit fünf Jahren eine Kommission für Landeskirchlichen Studentendienst an den Zürcher Hochschulen, die einen Studentenberater anstellt. Nachdem Dr. jur. Schmidhauser vier Jahre hindurch diese Tätigkeit ausgeübt hat, hat Prof. Dr. F. Siegmund-Schultze in diesem Sommer das Amt übernommen.

Die Zürcher Studenten sind eingeladen, Fragen irgendwelcher Art, die nicht vor andere akademische Stellen gehören, zu dem Studentenberater zu bringen. Derselbe hält Dienstag und Donnerstag von ½10 bis 11 Uhr, vorläufig in der alkoholfreien Gastwirtschaft zur Tanne, Tannenstraße 15 (Lesezimmer im I. Stock), gerade gegenüber der Technischen Hochschule, eine Sprechstunde. Besuche zu anderer Zeit (Wohnung Zürich 7, Susenbergstraße 174) werden am besten telephonisch angemeldet. (Tel. 26.081.)

AKADEMISCHE WEIHNACHTSFEIER AM 24. DEZEMBER.

Es hat sich herausgestellt, daß zahlreiche Studenten der Zürcher Hochschulen über Weihnachten in Zürich bleiben, aber keine Gelegenheit haben, Weihnachten zu feiern. Für sie soll in diesem Jahre eine Weihnachtsfeier am 24. Dezember abends stattfinden. Um 6 Uhr wird eine kirchliche Feier in der Kirche von Fluntern (unmittelbar über der Universität an der Kantstraße) abgehalten werden, bei der das Löfflerquartett mitwirken wird. Zu dieser Feier sind auch alle Freunde der Hochschulen eingeladen.

Das gemütliche Zusammensein, das sich dann um 7 Uhr im Gemeindesaal der Kirche von Fluntern anschließen soll, ist nur für Studenten der Zürcher Hochschulen bestimmt. Freunde der Hochschulen sorgen für Abendbrot und sonstige Freuden des Abends. Die Studenten, die am Zusammensein um 7 Uhr teilnehmen wollen, werden gebeten, dies dem Studentenberater, Prof. F. Siegmund-Schultze, Zürich 7, Susenbergstraße 174, Telephon 26.081, mitzuteilen.

BÜCHERBESPRECHUNGEN.

Ricarda Huch, Römisches Reich Deutscher Nation; Atlantis-Verlag G. m. b. H., Berlin.

Dieses Frühjahr feierte das ganze deutsche Sprachgebiet den 70. Geburtstag der größten deutschen Schriftstellerin, und jedermann

hoffte, daß ihre schlechtweg unerschöpfliche Schaffenskraft uns bald ein neues Glied der reichen und prächtigen Kette ihrer Werke bescheren möge. Der soeben erschienene, 400 Seiten starke, erste Band ihrer Geschichte des Römischen Reiches Deutscher Nation wird allen, auch den hochgespanntesten Erwartungen gerecht. „Geschichte“ ist übrigens zuviel und zuwenig gesagt; zuviel, weil die Werke Ricarda Huchs insofern nicht Geschichte im landläufigen Sinn des Wortes sind, als sie im gegebenen Rahmen eine gewisse Kenntnis der behandelten Zeit und ihrer Ereignisse, abgestuft nach ihrer — manchmal ja nur relativen — Bedeutung für die Fortentwicklung der Dinge vermittelten, sondern — und hier schreibt Ricarda Huch mehr als Geschichte — Taten, Bewegungen und vor allem Menschen mit einer Lebendigkeit und Souveränität des Verstehens und Erkennens darstellt, die in solch vollendeter Form im deutschen Schrifttum nur selten gefunden werden dürfte.

Der erschienene erste Band führt vom achten bis ins vierzehnte Jahrhundert. All die vielen politischen, kulturellen und religiösen Faktoren, die das deutsche Mittelalter gestalteten, werden in 48 Studien — eine davon ist der Eidgenossenschaft gewidmet — behandelt, deren enger innerer Zusammenhang glücklich gewahrt ist. Der Fülle des Gebotenen im Einzelnen zu gedenken, ist im Rahmen einer Buchbesprechung unmöglich. Wir hoffen aber, auf einzelne Kapitel des Werkes an dieser Stelle demnächst ausführlich zurückkommen zu können.

Die Werke Ricarda Huchs bedürfen keiner Empfehlung. Sicher aber ist, daß heute, wo die Frage nach dem Staat, seinen Aufgaben und Grenzen, seinem Sinn und seiner Seele wieder ungestümer gestellt wird denn je, die historisch-literarischen Werke Ricarda Huchs in die Bibliothek jedes Akademikers gehören; denn Reiferes — aufgezeigt an Vergangenen — wird darüber heute nicht geschrieben.

ng.

Helena Sokolow: Engadiner Legenden; mit Bildern von Giovanni Giacometti. — Fretz und Wasmuth Verlag A.-G., Zürich.

Ein Stück Engadin. Ein sonntägliches Buch. Einfache, lebensnahe Erzählungen. Legenden, wie sie nur im himmelsnahen und himmesloffenen Engadin entstehen können, genährt durch die friedliche, ruhende Kraft seiner Berge und die alles durchtränkende Flut seiner Sonne. Welcher Unterschied zwischen solchen Bergsagen und jenen ungleich schicksalsschwereren, mystischen und tief religiösen Legenden aus der soviel herberen und unnahbaren Gletscherwelt des Oberwallis! Gibt es einen schöneren Zugang zur Seele unserer Bergler, als diesen über ihre heute wie ehemals so lebendige Welt ihrer Sagen? Helene Sokolow erzählt Geschichten, die — und das ist besonders wertvoll — ganz Engadin sind: Vom Engadiner Adler, der unermüdlich seine Kreise um die Sonne zieht, im ewigen Verlangen, ihren Thron zu erreichen und sich seiner zu bemächtigen, um allei-

niger Herrscher der Lüfte zu sein, und die Sonne sieht seinem aus-
sichtlosen Beginnen zu und hat ihr Wohlgefallen an dem stolzen,
starrköpfigen Gesellen. Oder von der Maloyaschlange — wer hätte
nicht schon geglaubt, ihr an einem jener sonderbar stillen herbst-
lichen Spätnachmittage leibhaftig begegnet zu sein, wenn sich Frau
Sonne, unzufrieden mit sich und der Bernina, schmollend zur Ruhe
begeben hat —, die der Herrscherin des Engadins auf ihre Weise
beizukommen sucht, durch ihren alten wachsamen Widersacher, den
munteren Maloyawind, aber immer wieder daran gehindert wird. —

Farbig und froh, sonnig und klar schmücken den auch äußerlich
gediegenen Band 8 Tafeln von Giovanni Giacometti und lassen die
„Engadiner Legenden“ gerade auch als Weihnachtsgabe besonders
geeignet erscheinen. ng.

NEUANSCHAFFUNGEN DER STUDENTENBIBLIOTHEK.

Bertram Ernst, Deutsche Gestalten.
Brunner E., Die Grenzen der Humanität.
Brunner E., Reformation und Romantik.
Fülöp-Miller R., Führer, Schwärmer und Rebellen.
Hausmann M., Abel mit der Mundharmonika.
Jammes F., Der Roman der 3 Mädchen.
Kolb A., Die Schaukel.
Künkel F., Charakter, Leiden und Heilung.
Lewis S., Das Kunstwerk.
Mühlberger J., Die Knaben und der Fluß.
Neumann A., Neuer Caesar.
Roth J., Hiob.
Uhlenkamp A. M., Insel-Lichter.
Weber A., Weltwirtschaft.
Wiechert E., Die Majorin.

STADTTHEATER ZÜRICH.

Spielplan vom 11.—16. Dezember 1934.

(Billetbestellungen ab Samstagmorgen 10 Uhr.)

Dienstag, 11. Dezember, 8 Uhr: Volksvorstellung „Grüezi“.
Mittwoch, 12. Dezember, 3 Uhr: „Peterchens Mondfahrt“.
Mittwoch, 12. Dezember, 8 Uhr: „Manon Lescaut“ (A-Ab. 8).
Donnerstag, 13. Dezember, 6 Uhr: „Zauberflöte“, Geschl. Schüler-
vorstellung.
Freitag, 14. Dezember, 8 Uhr: „Manon Lescaut“ (A-Ab. 8).
Samstag, 15. Dezember, 3 Uhr: „Peterchens Mondfahrt“.
Samstag, 15. Dezember, 8 Uhr: „Grüezi“.
Sonntag, 16. Dezember, 3 Uhr: „Manon Lescaut“.
Sonntag, 16. Dezember, 8 Uhr: „Grüezi“.

ZENTRALSTELLE DER STUDENTENSCHAFT

Universität Zimmer 2.

Kommilitonen!

Zum ersten Male gewährt die Zentralstelle auf Weihnachten hin einen außerordentlichen Rabatt auf Bücher und Papeterie. Bis 17% unter Ladenpreis können Sie bis zu den Festtagen alles beziehen, was Sie für Ihr Studium, Ihre freie Zeit, Ihre Geschenke brauchen. Die Zentralstelle war noch nie so billig; benützt diese kurze Zeit glänzender Gelegenheit!

Der Weihnachtsrabatt wird gegen Vorweis von Bons der Registrierkasse im Werte von Fr. 30.— jeweils Mittwoch 10—11 Uhr im Sekretariatsbureau der Studentenschaft der Uni Zürich in Natura ausbezahlt.

Die Zentralstelle vermittelt wie immer Bücher, neu und antiquarisch, Papeteriewaren, Bestecke, Labor- und Klinikermäntel, fertig und nach Maß, Schreibmaterialien, Schreibmaschinen und Mikroskope, kauf- oder leihweise.

Öffnungszeiten: täglich 9—13 Uhr; Dienstag oder Donnerstag auch 14—17 Uhr.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Das nächste Heft erscheint am 15. Januar 1935.

Redaktionsschluß: 31. Dezember 1934.



Kommilitonen!

kauft bei unsern Inserenten!

A. Hiltl
Diätrestaurant
Sihlstr. 28

empfeht seine erstklassige
vegetarische Küche. Eigene
Konditorei. Im I. Stock ele-
ganter, heimeliger Teerraum

Vereins-
Fahnen

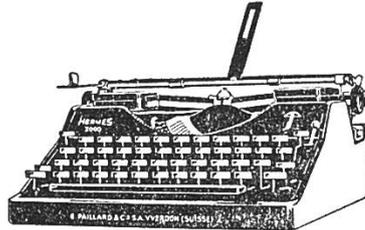
Abzeichen
Couleurband- und
Mützenstickereien

Fräfel & Co., St. Gallen

Große Liste gelieferter Studentenfahnen steht
zur Verfügung.

Hermes 2000

Preis **Fr. 385.—**



die schweizerische
„Portable“

Schreibmaschine

höchster Präzision und Solidität mit
allen Vorrichtungen der Neuzeit.

Illustr. Prospekt auf Verlangen. Freie
Besichtigung im Spezialhaus für gute
Schreibwaren und Büro-Einrichtungen:

GEBRÜDER

SCHOLL

A.-G. POSTSTRASSE 3 · ZÜRICH

Likör-
Patronen

zur Selbstbereitung von

LIKÖREN

in großer Auswahl

Drogerie A.-G. vorm. Finsler im Meiershof, Zürich 1

Münstergasse 18

Opfelmhammer
RINDERMARKT 12 TEL. 22.336
GOTTFRIED KELLERSTUBE
F. WULLIMANN KÜCHENCHEF

Aber kommt des Jahres Ende,
rüstet sich zum frohen Fest der
Wirt und seiner fleißigen Hände
Werk verschönert den Sylvester!

Pension Alexandra

Huttenstraße 66

Telephon 23.221

Direkt oberhalb der Hochschulen und Kliniken.

Schöne Zimmer zum Arbeiten.



**ZINNKANNEN, Teller, Zuckerdosen,
Brotkörbe, Leuchter etc.**

sind jederzeit beliebte Festgeschenke
Verlangen Sie Katalog

A. Rapold, Schlüsselgasse 3, Zürich 1
Zinngießerei und Reparaturwerkstätte

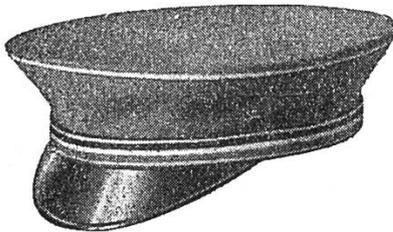
Blumenhaus FLORIDA

5% Rabatt

Bahnhofstraße 83

Telephon 72.246

empfiehlt sich den Herren Studenten für Blumen, Früchte, Binderei



GUBLER & CO., ZÜRICH

Storchengasse 9

Spezialfabrik
für Studentenmützen
Sämtliche Studentenartikel

CAFÉ

KONDI TOREI

KALTE KÜCHE

EUGEN LEUNER, ZÜRICH 1

Niederdorfstr. 24 (Nähe Zentralbibliothek) - Tel. 23.577 u. 42.148

b u c h b i n d e r e i heintr. brunner, zürich 6

universitätstraße 1, tel. 44.949

einbinden, einrahmen, aufziehen
von plänen etc.

Dissertationen

drucken innert kürzester Frist in sauberer
fachgemäßer Ausführung

MÜLLER, WERDER & CO., ZÜRICH
Buchdruckerei Wolfbachstraße 19

Vereinsfahnen

in nur feinsten Stickerei-Ausführung

Keine Serienfahnen

Innert kurzer Zeit 7 Zentral- und Kantonal-
fahnen zur Ausführung erhalten, darunter
die Zentralfahnen des Eidg. Turnvereins und
des Schweiz. Schützenvereins.

Mein Patent No. 153 425: Oberteil der Fahnen-
stange auf Kugellager laufend. Kein Verwik-
keln des Fahnentuches. Feinste Referenzen.

Fahnenzubehör

Qualität nicht Quantität!

W. Siegrist, Langenthal
Fahnenfabrik

Studenten reiten nur mit der

A. R. S.

akademischen Reit-Sektion in
der Reitanstalt Seefeld.

Leitung:

Kav.-Hauptm. R. Bigler
Universitäts-Reitlehrer
Hufgasse 12



Ball- und Kotillonsachen

Humoristische Kopfbedeckungen, Mas-
ken, Konfetti, Schneebälle, Luftschlan-
gen, Lärminstrumente, Anstecksachen,
Scherzartikel.

Stets das Neueste.

Franz Carl Weber A.-G., Zürich
Spezialhaus für Spielwaren



GEORG MÜLLER, ZÜRICH 6

Stampfenbachstr. 85 — Tel. 47.051

Spezialhaus für

Reit- und Militär-Unterkleider

G. MOSER + Schulheftfabrik

vorm. A. STÖCKLI
HIRSCHENGRABEN 3

Ringbücher, Einlageblätter, Klemm- und
Ablegemappen, Kolleghefte, Blocs etc.

HOTEL WEINGARTEN + HORGEN

TERRASSE · GARAGE

Vorzügliches aus Küche und Keller
Tel. 924.736 O. Bochsler, Küchenchef

Ob Rasieren, Parfüm, Dauerwellen, zu Reinhard geh' in allen Fällen

Universitätstraße 17

Tel. 44.866

O. & P. REINHARD, Damen- u. Herren-Coiffeur

10% bei Blumen-Schärer

Fleurop Mitglied, Universitätstraße 25 - Telephon 26.528



Vermietet auch

Wagen an Selbstfahrer

Neueste

Mercedes und Chrysler

Cabriolets und Limousinen

Schweizerische Kreditanstalt

Zürich

Wir empfehlen uns zur Entgegennahme
von Geldern und zur Besorgung
sämtlicher Bankgeschäfte

Aktienkapital und Reserven Fr. 204,000,000



*Die 5 Zürcher Brauereien
empfehlen ihre
gehaltvollen Biere*

BRAUEREI A. HÜRLIMANN AG. ZÜRICH
BRAUEREI HALDENCUT, WINTERTHUR
WEBER & CIE. BRAUEREI, WÄDENSWIL
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH
BRAUEREI USTER, P. BARTENSTEIN AG.